

Vom Nutzen der Niederlage für den Historiker

Ein Gespräch mit Christian Meier

Lieber Herr Meier, unter Ihrer Herausgeberschaft erschien 1988 im fünften Band der Beiträge zur Historik Reinhart Kosellecks Aufsatz über «Erfahrungswandel und Methodenwechsel», in dem er der Geschichte der Sieger eine «Historie der Besiegten» gegenüberstellt. «Mag die Geschichte – kurzfristig – von Siegern gemacht werden, die historischen Erkenntnisgewinne stammen – langfristig – von den Besiegten.» In welchem Umfeld hat Koselleck dieses Theorem entfaltet?

Innerhalb der Studiengruppe «Theorie der Geschichte», die 1972 begründet und seit 1973 von der Werner Reimers Stiftung in Bad Homburg getragen wurde, hatten wir uns als fünftes großes Thema die Historische Methode vorgenommen. Er hatte selbst bei den ersten Besprechungen vorgeschlagen, Erfahrungswandel und Methodenwechsel zu behandeln. So habe ich ihn, als die Sache anstand, um dieses Referat gebeten. Wobei ich gedacht hatte, es ginge vor allem um den Erfahrungswandel der «Sattelzeit», von dem dann aber gar keine Rede war. Er hat das Referat auch gehalten, am 2. November 1984. Das Problem war nur, ihm ein druckfertiges Manuskript zu entlocken. Sie ahnen nicht, wie schwierig das war. Ich hab's mir auch nicht vorgestellt. Auf der einen Seite ein Koselleck, der einen, wenn er überhaupt antwortete, ständig vertröstete, auf der anderen Seite ein Mitherausgeber, Jörn Rüsen, und ein Verlag, die drängten, den Band schließlich ohne den Beitrag erscheinen zu lassen; auch andere, die längst geliefert hatten, wurden ungeduldig. Aber ich wollte seinen Beitrag unbedingt haben. In dichter Folge habe ich ihn beharkt, ihm sein Verhalten irgendwann geradezu als «Schweinerie» vorgehalten etc. Am Schluß hat es unsere Freundschaft bestärkt. Er bedankte sich, indem er versicherte, «daß ich ohne Ihr Drängen nicht mit dem Manuskript fertig geworden wäre ... Ich habe es immer als ... Ihren Freundschaftsdienst begriffen.» Das war am 13. Juli 1987, kurz nach Abgabe des Manuskripts.

Wie ist Koselleck in den späten achtziger Jahren der Bundesrepublik auf den Besiegten gekommen?

Ich sehe keine Beziehung zu zeitgenössischer Erfahrung. Er spricht an anderen Stellen um die gleiche Zeit gelegentlich von Siegern und Besiegten. 1984 etwa, da geht es ganz allgemein um die unterschiedlichen Weisen, sich an Kriege zu erinnern¹. Im Vortrag zu Ehren Gadamers dagegen, 1985, fehlt dies Oppositionspaar auffälligerweise; denn dort sind Freund / Feind, Frieden / Krieg, Früher / Später, Herr / Knecht, Innen / Außen, Oben / Unten alle versammelt. Andererseits hat das vielleicht auch seinen Grund darin, daß er mit denen an die Geschichte heranzukommen versucht, während Sieger / Besiegte die Historiker betrifft. Vor allem aber kommt die von Ihnen erwähnte Einsicht im Vortrag selbst, soweit meine ziemlich ausführliche Nachschrift als Zeugnis dienen kann, fast nicht vor. Die Historiker, an denen er nachher die These exemplifiziert, werden zumeist nicht als Besiegte charakterisiert. Ich vermute also, er ist durch die weitere intensive Arbeit an der Sache darauf gekommen.

Sie waren mit Koselleck über viele Jahrzehnte eng verbunden. 2006 haben Sie in Bielefeld die Gedenkrede auf ihn gehalten. Was stand am Anfang? Wie sind Sie auf ihn aufmerksam geworden?

Wir haben einige Semester lang beide gleichzeitig in Heidelberg studiert. Ich wußte von ihm, da mein Mitdotorand Peter Sattler mit ihm befreundet war und ihn außerordentlich schätzte. Aber kennengelernt habe ich ihn erst 1956, als ich die Wohnung wechselte und das Universitätswohnungsamt ihm meine damit frei werdende anbot. Die konnte er nicht gebrauchen, weil da zu wenig Platz für seine Bibliothek war. Aber wir haben uns den ganzen Abend bis tief in die Nacht intensiv unterhalten. Es hat sich bald Freundschaft zwischen uns entwickelt. Immer engere Zusammenarbeit auch, beim Begriffslexikon, in den Gründungsgremien der Universität Bielefeld, bei Poetik und Hermeneutik sowie eben in der Theorie der Geschichte und bei vielen anderen Gelegenheiten an verschiedenen Orten, in verschiedenen Erdteilen. Über nahezu 50 Jahre.

1 Reinhart Koselleck:
«Erinnerungsschleusen
und Erfahrungsschichten»,
in: ders.: Zeitschichten,
Frankfurt/M. 2000,
S. 273.

Der Karikaturist Reinhart Koselleck hat die intellektuelle Szenerie Heidelbergs in seinem Buch *Vorbilder-Bilder* mit scharfen Strichen gezeichnet. Nicolaus Sombart hat die Clique um Koselleck vom «Archiv für Weltbürgerkrieg» in seinen Erinnerungen beschrieben – das bewegte Studentenleben zwischen den Vorlesungen bei Karl Jaspers, den *Jours* bei Marianne Weber und den Spaziergängen mit Carl Schmitt. Wie hat sich Ihr «Rendezvous» mit Heidelberg in der Nachkriegszeit gestaltet?

Als ich 1950 dorthin gekommen bin, war Jaspers schon weg. Alfred Weber habe ich noch so halbwegs mitgekriegt. Aber ich habe mich stark auf die Alte Geschichte konzentriert. Irgendwo steckt dieses Heidelberg in mir, aber am Leben der Universität habe ich damals nicht so recht teilgenommen. Trotzdem hat es mich geprägt. Die Väter von Poetik und Hermeneutik stammen fast alle aus Heidelberg. Nur Blumenberg ist in Gießen dazugekommen. Mit Jauß und Preisendanz war ich in meiner Assistentenzeit befreundet. In gewissem Sinne habe ich damals einiges vom alten Heidelberg nachgeholt.

Kosellecks berühmte Dissertation «Kritik und Krise» haben Sie vor fünfzig Jahren 1961 in der Heidelberger Universitätszeitschrift *Ruperto Carola* besprochen und gewürdigt; aber so manche Insinuation der geheimen Absichten der Aufklärer auch mit Karl-Kraus-Zitaten aufs Korn genommen.

Ich habe mich lange damit herumgeplagt. Vieles hat mich zunächst sehr gestört, zumal die Sprache. Ich war überrascht, daß er einige freche Formulierungen, unter anderem die von einem «unterschwelligem Weltgeist», der da anscheinend am Werk war, geradezu goutierte. Er hätte sie am liebsten verwendet, meinte er.

Zum 50. Jubiläum seiner Promotion hat er Ihre Besprechung als die «theoretisch beste und stringenteste Kritik» bezeichnet. Sie habe ihn auf die Strukturgeschichte verwiesen. Haben Sie ihn also mit diesem Ratschlag nach Bielefeld gebracht, ins spätere bundesrepublikanische Mekka der Sozialgeschichte ...

Naja, die Chronologie war zumindest andersherum. Er war zuerst da, dann wurden Wehler und Kocka berufen. Und dann hat man sich gegeneinander abgegrenzt, um es vornehm auszudrücken.

auf die Welt.

Wenn Sie von Klio wie ich
die Vorstellung haben, Sie müsse schön
sein wie Jötunn, ihrer Art auch sonst,
müssten Sie sich jetzt fragen, ob Sie
eine schöne Frau so lange ins Regen
sehen lassen dürfen; selbst wenn Ihre
Annäherung nur eine Herabnahme sein
soll, *degapau* heißt schließlich auch
Schauen!

Ego: ite et ...!

Wenn Sie's nicht schon
jetzt. Einzige bis
21.2. besichtigt!

Hesioden Jan

De Mythen Mus

In Ihrer Dankrede zur Lichtenberg-Medaille – «Wer schreibt Geschichte»² – zeigen Sie, daß Kosellecks Fragestellung fast zwei Jahrtausende in der Historie keine Rolle spielte. Warum konnte diese Frage erst im späten zwanzigsten Jahrhundert als Problem virulent werden?

Das würde ich auch gern wissen. Vielleicht liegt es daran, daß die Motivation durch den Besiegten-Status nur für einen begrenzten Kreis historischer Darstellungen bestimmend war. Es muß ja schon ein begrenztes Geschehen sein, und man muß sich stark mit einer Seite identifizieren, um als Besiegter zu schreiben. Vielleicht hat Johann Martin Chladenius 1753, als er die möglichen «Sehepunkte» des Historikers aufzählte, daran gedacht – wenn er etwa Stand und Vaterland anführt. Er spricht zuvor von Freund / Feind, dem berühmten Thema der Parteilichkeit, aber eben nicht von Sieg oder Niederlage. Übrigens fehlt bei ihm wie auch bei Koselleck die Perspektive der Opfer, die dieser in anderem Zusammenhang, später, höchst eindrucksvoll bedacht hat. Zu schweigen von der Perspektive von unten, die ich in meiner Basler Antrittsvorlesung 1968 eingemahnt habe, die der Schweiß, Obergefreiten, Blechtrommler, ohne es freilich einzulösen, trotz Aristophanes und Euripides. Aber das läßt sich vielleicht noch nachholen.

Bedurfte es dazu also der Katastrophenerfahrungen des 20. Jahrhunderts? Mußten die Begriffe erst «moralisch dünnhäutig» werden, um ein Wort von Dolf Sternberger aufzunehmen – damit das Besiegtsein auch als produktive intellektuelle Chance begriffen werden konnte?

Das ist eine gute Frage – ich kann sie nicht beantworten. Bedenken Sie aber: Wir reden von Theorie und Geschichte der Geschichtsschreibung. Die sind zumeist abgehoben, gerade auch von der gleichzeitigen historiographischen Praxis. Indes mögen Sie, aufs Ganze gesehen, recht haben. Es könnte da eine Schwelle geben, die man überschreiten muß, um die Position des Besiegten – wie die des Opfers – schätzen lernen zu können; wenigstens im nachhinein. Vielleicht fassen wir heute die Kernstücke historischer Arbeit auch existentieller auf. Aber die Sache ist kompliziert. In Frankreich etwa, wo seit der Revolution Sieger und Besiegte sich oft rasch abgewechselt haben, hat man schon im 19. Jahrhun-

2 Christian Meier: Sieger, Besiegte oder wer schreibt die Geschichte?, in: Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen 2009, S. 125 ff.

Abb. 1
«Sorgt für die Geschichte...»,
Brief von Christian Meier
an Reinhart Koselleck,
22. Februar 1986

dert viel darüber nachgedacht. Madame de Staël schreibt einmal, diese Revolution müsse durch das «Raisonnement» enden, und: «es gibt keine Besiegten außer den Menschen, die überzeugt worden sind». Damit kommt etwas Drittes ins Spiel. Wer sich nicht überzeugen läßt, verharrt im Kampf; daher gibt es keine Ruhe. Entsprechend hat man sich nach 1871 darauf besonnen, was alles Preußen aus der Niederlage von 1806 gemacht hat. Umgekehrt ist den Deutschen 1871 vorgehalten worden «vae victoribus»; und so war's denn ja auch.

Die Kabinettskriege fördern die Kultur des Schluß-Strichs. Anstatt in die Aufarbeitung zu investieren, rüstet man sich für einen neuen Krieg: Wie sehr kann man sagen, daß Koselleck mit seinem Sieger-Besiegten-Problem ein spezifisches ideologisches Problem des 20. Jahrhunderts zu einer historischen Grundkonstante erklärt hat?

Zunächst mal: Es sind nicht nur Kabinettskriege, sondern gerade auch Konfessionskriege und Revolutionen, nach denen das Vergessen dringend wird. Und es geht dabei nicht um den nächsten Krieg, sondern um die Herstellung des Friedens. «Aufarbeitung der Vergangenheit» war eine Notwendigkeit erst für die Deutschen nach 1945, obwohl sich deren Vergangenheit gerade nicht aufarbeiten ließ. Und es ist auch heute noch ein Mittel, das nur mit Bedacht und in vorsichtiger Dosierung angewendet werden sollte. Andererseits: Was Koselleck zeigt, ist ja gerade, daß mit diesem Oppositionspaar auch für andere Epochen gearbeitet werden kann. Für die Geschichtsschreibung, sobald und sofern es sie gibt. Außerhalb davon überall, wo Kriege vorkommen, also ubiquitär. Aus der Gegenwart stammt nur, wie das bei Historikern ja öfter zu sein pflegt, die Aufmerksamkeit auf Dinge, die man früher übersehen hat.

Wie sehr sind Machterne und das politische Abseits förderlich für die Ausbildung eines besonderen historischen Scharfsinns? Koselleck und auch Carl Schmitt in *Ex Captivitate Salus* illustrieren die Besiegten-Historie ja mit vielen Denkern in der Emigration oder aus der Verbannung.

Man muß freilich etwas von Politik, Kriegführung und Macht verstehen, aber das tun die Verbannten ja zumeist. Übrigens sollte

man hier noch einen Gesichtspunkt einfügen: Beschäftigung mit Geschichte ist, Polybios hat das hervorgehoben, ein wichtiges Mittel, um das Aushalten von Geschichte zu ermöglichen. Ich habe die These von den Besiegten, die die bessere Geschichte schreiben, schon 1977 mit (für die Antike) den gleichen Beispielen kurz ausgeführt.³ Koselleck hat den Aufsatz gelesen, aber kein Wort zur Besiegtengeschichte verloren. War es ihm so selbstverständlich, daß er es nicht erwähnte? Oder erschien es ihm als unwichtig? Für mich ist damals ein dichter Zeitbezug gegeben gewesen: Gegen die von '68 her betriebene Didaktik, die die Schüler befähigen sollte, zu handeln und Gesellschaft zu verändern, habe ich die Notwendigkeit, das Aushalten zu lehren, betont.

Das Besiegten-Theorem bietet fraglos auch dem Ressentiment gegen den Sieger ein Versteck. Bei Carl Schmitt im Glossarium nach dem Zweiten Weltkrieg ist das offensichtlich ...

Es gibt ein zweites noch unveröffentlichtes Glossarium. Da heißt es einmal: Der Gescheiterte ist der Gescheitere. Zunächst einmal ist das nur eine Trotzbehauptung: Ich bin zwar gescheitert, aber nun bin ich der Gescheitere. Indes – er hätte etwas daraus machen sollen, eben indem er die Gründe seines Scheiterns schonungslos aufgedeckt hätte, zumindest intellektuell und gern auch nur für sich – aber mit Folgen für sein weiteres Werk.

Von Koselleck hätte man gerne mehr autobiographische Stücke gelesen. Würden Sie sagen, er hat sich selbst als Besiegter verstanden? Und unterscheidet ihn gerade das von prominenten intellektuellen Flakhelfern wie Jürgen Habermas oder Hans Ulrich Wehler, die im Zusammenbruch und der Niederlage vor allem eine Befreiung sahen?

Er *war* in jungen Jahren ein Besiegter, wie das Gros der Deutschen. Schließlich hatten sie einen Krieg verloren. Er hat das immer gewußt, hat sich auf seine in diesem Zusammenhang bis tief ins Körperliche hinein gemachten Erfahrungen berufen. Er hat darauf bestanden, kein Opfer zu sein, vielmehr bis zuletzt zu den deutschen Soldaten gehört zu haben. «Und zu behaupten, ich sei befreit worden, widerspricht völlig meiner Erfahrung.»⁴ Das gelte entsprechend auch für viele Millionen anderer. Das heißt ja nicht,

3 Christian Meier: Handeln und Aushalten. Didaktische Überlegungen zur Funktion der Historie, in: Karl-Heinz Bender (Hg.): *Imago Linguae*, München 1977, S. 359 ff.

4 Vgl.: «Ich war weder Opfer noch befreit. Der Historiker Reinhart Koselleck über die Erinnerung an den Krieg, sein Ende und seine Toten.» Berliner Zeitung vom 7./8. Mai 2005, S. 28.

INSTITUT FÜR ALTE GESCHICHTE
UNIVERSITÄT MÜNCHEN
Prof.Dr. Christian Meier

8000 MÜNCHEN 22.
GESCHWISTER-SCHOLL-PLATZ 1
TELEFON 21 80/2372 und 23 85
4. Juni 1968

Herrn Prof.
Dr. Reinhard Koselleck
Fakultät für Geschichts-
wissenschaft der Universi-
tät Bielefeld
Postfach 8640

4800 Bielefeld 1

Lieber Herr Koselleck,

möchten Sie gut, gesund und zu neuen Taten nach Deutschland zurückgekehrt sein!

Als guter Kenner Herodots, wird Ihnen der Titel jener Marburger Dissertation H. Bischoff im Gedächtnis sein: "Der Warner bei Herodot". Vorausblickend auf spätere Geschlechter sehe ich eine andere Dissertation voraus, die den Titel haben könnte: Der Mahner bei Koselleck. Und wenn in nichts anderem, so möchte ich wenigstens darin auch einen kleinen Platz im Gedächtnis der Nachwelt einnehmen, und komme nun also wieder mit einem aus dringenden Bitten, großen Erwartungen und leisen Mahnungen gemischten Strauß zu Ihnen, um ihn mindestens an Ihrer Schwelle abzulegen, aber doch in der Hoffnung, daß er dann rasch auch auf Ihren Arbeitstisch transportiert werde.

Die Rolle ist peinlich, sie wird es immer mehr. Aber ich habe das Gefühl, ich hätte es nicht nur damit zu tun, Sie für uns zum Schreiben zu bringen, sondern auch damit, Nebenbuhler zu bekämpfen, die das gleiche wollen. Das ist eine leichte Beruhigung, da es dann doch eben nicht so sehr ein Ringen mit Ihnen - das mir nicht so leicht fällt - wie mit anderen ist, das ich hier ausführe.

Kurz: Der Band muß jetzt dringend in Druck. Es ist jetzt ein halbes Jahr, seit wir auf Sie warten. Könnten Sie den Aufsatz wohl bitte demnächst schreiben?

Mit sehr herzlichen Grüßen

Ihr

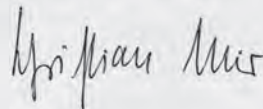


Abb. 2
Der Mahner bei Koselleck,
Brief vom 4. Juni 1966

daß er nicht gewußt hätte, daß der 8. Mai objektiv und auf die Dauer gesehen für die meisten Deutschen *auch* oder *vor allem* der Tag der Befreiung war. Nur - er war für sie eben zunächst einmal ein Tag der Niederlage und des totalen Zusammenbruchs. Auch für Flakhelfer - vielleicht nicht für alle; je jünger sie waren, umso weniger. Historiker und gar so reflektierende wie Koselleck können ja die schon länger in Mode gekommenen Selbstausbblendun-

gen der Deutschen aus dem Zweiten Weltkrieg nicht mitmachen, wonach es etwa Naziarmeen (und nicht deutsche) waren, die den Krieg geführt haben. Oder Nazioffiziere (und nicht deutsche wie Stauffenberg), wie neulich in einer Rezension zu lesen war.

Wenn Koselleck sich als Besiegter verstanden hat: Wer waren für ihn die Sieger? Die Logen der Aufklärung? Die Geschichtsphilosophie des Westens? Die Modernisierungstheorie?

Ich würde sagen: die Alliierten. Seine Kritik an den Aufklärern in *Kritik und Krise* und die Frage nach der Pathogenese der bürgerlichen Welt steht in einem viel weiteren Zusammenhang, als daß man sie auf den Hintergrund spezifisch westlicher Ideologie im Krieg beziehen könnte. Zuletzt könnte man sagen, Koselleck sei so besiegt, wie das jeder Denkende in beschleunigt vorandrängender Zeit ist, der nicht mehr viel Lebenszeit vor sich hat. Das Thema des 8. Mai, schrieb er mir im letzten Brief, brenne noch unter den Nägeln. «Aber bald wird die Generation der naturaliter Besserwisser obsiegen».

Schauen wir auf die zwei deutschen Niederlagen im 20. Jahrhundert – 1918 und 1945. Nach dem Ersten Weltkrieg wird mobilgemacht gegen den so genannten Schandfrieden von Versailles. Nach dem Zweiten Weltkrieg war es auch ein totaler moralischer Zusammenbruch. Zweimal Besiegte: Warum wurden in beiden Fällen die Erkenntnispotentiale der Niederlage nicht genutzt?

Nach dem Ersten Weltkrieg hat man sich einfach der Einsicht verweigert, die daraus hätte resultieren können, daß man besiegt worden ist – und zwar nicht ohne Grund. Das hängt auch damit zusammen, daß abgesehen vom Anfang, als die Russen 1914 in Ostpreußen einfielen, nie feindliche Truppen auf deutschen Boden gelangt sind. Man fühlte sich als Sieger, da man bis zuletzt tief in Feindesland gestanden hat. Und dann bricht das zusammen. Nach vielen Opfern. So verfiel man auf billige Ausreden, etwa den Dolchstoß, der dann gegen die Sozialdemokratie, die Gewerkschaften ausgespielt wurde. Man hat damals Entscheidendes verpaßt. Denn gerade wenn man eine Niederlage wieder auswetzen will, muß man sie genau analysieren und Konsequenzen daraus ziehen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war fast alles anders.

Jeder Gedanke, daß wir auch hätten siegen *können*, ist bald an unübersehbaren Tatsachen aufgelaufen; ganz abgesehen davon, daß ja die Frage war, ob wir hätten siegen *dürfen*. Übrigens passierte dann etwas Interessantes: Aufgrund der Teilung konnten sich beide Teile des Landes rasch mit Siegern identifizieren. Besiegtsein ist ja nicht lustig. Dem gleichen Zweck diene der Unterschlupf der BRD unter das europäische Dach. Wo die Niederlage (übrigens ja auch der Verlust der Ostgebiete) nicht zu denken gibt, tun es dann mit der Zeit die Untaten, zunächst vornehmlich im Westen.

Wer hätte denn nach dem Ersten Weltkrieg den Besiegten-Status produktiv machen können? An wen denkt Koselleck, wenn wir uns die Szenerie intellektueller Köpfe der Zwanziger Jahre vor Augen führen?

Koselleck hat die Frage gar nicht gestellt. Aber man sollte sie stellen, insbesondere auch für den Zweiten Weltkrieg. Interessant ist, daß Eduard Meyer, einer der großen Historiker der Zeit, wirklich ein Universalhistoriker, in seiner Rektoratsrede 1919 in Berlin, die von Thukydides handelt, zwar die Parallele zieht zwischen der athenischen und der deutschen Niederlage (samt der Vorgeschichte, samt auch der ‚Verblendung‘), aber er tut nicht, was Thukydides für den Peloponnesischen Krieg tut, nämlich sagen, jetzt müssen wir auch wirklich wissen, warum diese Niederlage berechtigt war (was ihn übrigens zu viel weiteren Konsequenzen getrieben hat, als bei Koselleck erscheint).

Wer hätte sich denn schonungslos der Niederlage stellen können? Max Weber als Besiegter?

Zunächst hatte er ganz anderes im Sinn. Aber da er es für Schwäche hielt, dem Schicksal seiner Zeit nicht in sein ernstes Antlitz blicken zu können, wäre er dabei kaum stehen geblieben. Er hätte zumindest die Luft dafür regen können: durch klare Analysen sich der Situation zu stellen. Dann hätten die Historiker daraus etwas machen müssen. Aber er wäre umgekehrt auch der erste gewesen, der sich gegen den «Masochismus» und den Sündenstolz ausgesprochen hätte. Nicht Zerknirschung, sondern durch Erkenntnis neuen Mut zu gewinnen, wäre seine Forderung des Tages gewesen.

Das Besiegten-Theorem ist eng verbunden mit einer Neubewertung des Oppositionspaares Opfer-Täter. Konnte das Besiegtsein als intellektuelle Chance nicht erst in dem Moment erkannt werden, als der Sieg seinen normativen heroischen Klang verlor – und die Tatrhetorik ihre Verführungskraft?

Gut möglich. Man muß dazuhalten, daß die Mittel der Kriegführung samt der Zahl der Opfer inzwischen so aberwitzig und ungeheuerlich und so bekannt sind, daß der Glanz der Siege rasch verblaßt.

Zur Entwertung des Täters gehört ja auch das Eindampfen der alten Kategorie «historische Größe» durch eine von Strukturen her denkende neue Geschichtswissenschaft. Auch Sie haben Caesar in der großen Biographie nicht mit Täter-Gloriolen umwunden, oder?

Zumindest gilt es mit Burckhardt bei der «historischen Größe» immer auch die Skrupellosigkeit und die «Dämonie» der Macht mit einzubeziehen. Gerade bei der Frage: War Caesar ein Staatsmann? Sie kennen den Streit, den Gelzer und Strasburger in der HZ ausgetragen haben. Gelzer ging davon aus: Wer so viel verändert hat wie Caesar, war ein großer Mann. Ich habe damals in Heidelberg, wo ich das gelesen habe, an den Rand «Hitler» geschrieben. Denn daß der viel verändert hat, ist unbezweifelbar. Nach meinem Urteil ist es falsch, die Größe verschiedener Figuren der Vergangenheit zu leugnen. Es gab wirklich große Männer und Frauen. Aber sie haben keineswegs immer Gutes oder auch nur überwiegend Gutes bewirkt.

Im Berliner-Denkmalstreit um die Inschrift der Neuen Wache und das Holocaust-Denkmal, den Sie Seite an Seite mit Koselleck schlugen, wurden Täter und Opfer miteinander vermengt.

Ja, da verdeckt der Opferbegriff die Täter, denen die Opfer zum Opfer fielen. Aber das war ja nur das eine. Hinzu kam die Figur der Pietà, die nicht gerade dafür gedacht ist, des Judenmords zu gedenken – um von allen Unüberlegtheiten des Holocaust-Mahnmals zu schweigen. Mir ist es auch nach all dem völlig schleierhaft, wie man unser – gut ausgebildetes – Gedenkwesen eine Erinnerungskultur nennen kann.

Herrn Prof.
Dr. R. Koselleck
Fakultät für Geschichts-
wissenschaft der
Universität Bielefeld
Postfach 8640

4800 Bielefeld 1

Lieber Herr Koselleck,

mir ist Krise ein zu nonchalantes Wort - ein Zitat von Benn. (Er fragt sich, was wir vom Menschen wüßten, findet: Alles unklar! Dabei ist das Wesen des Menschen viel erörtert, eigentlich unaufhörlich seit 2000 Jahren. Krisen gab es auch sehr viele, die einen halten die zur Zeit der Auflösung des Römischen Reiches für die einschneidendste, andere die von heute. Mir ist Krise ein zu nonchalantes Wort. Du glaubst zu jagen und du wirst verjagt - Dämonen, Schuppen-echsen, Eiszeiten, Schwankungen der Erdachse, Organumbildungen - eine lange Reihe von Sonderbarkeiten, unbegreiflich für domestizierte Etagen- und Laubenproblematiker, doch wer mit Radarmethoden trainiert, bekommt eine leichte Achsel, stellt eine Tafel auf seinen Schreibtisch, großbeschriftet: Das ist nicht anders. Gesammelte Werke 2,262 f.).

Von Benn ist aber auch... Es gibt nur eines: Ertrage/- ob Sinn, ob Sucht, ob Sage -/ dein fernbestimmtes Du muß!

Kombinieren wir nun beides, so würde daraus - abgesehen von dem Zitat, das in Ihrem Sinne sein müßte - eine Tafel auf Ihrem Schreibtisch, groß beschriftet: Du muß! Und eben die möchte ich jetzt in Auftrag geben, da ich mir für meine Mahnungen offenbar mehr einfallen lassen muß als Bittbriefe. Denn der Band, für den wir nun nur noch auf Ihren Aufsatz warten, muß demnächst in Druck. Weiteres als diesen Aufsatz schreiben, müssen Sie freilich meinetwegen nicht. Aber zunächst, bis er fertig ist, geben Sie dieser Tafel bitte Platz auf Ihrem Tisch und sehen Sie sie möglichst oft an, bis sie Sie so stört, daß Sie nicht mehr anders können, als zur Feder greifen - dann könnte, wie ich meine, unser Band doch noch vor den hier spät beginnenden Ferien in Druck gehen!

Lassen Sie Sich sehr, sehr, sehr herzlich darum bitten!

In alter Freundschaft wie stets und

mit herzlichen Grüßen

Ihr

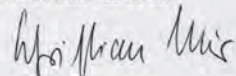


Abb. 3

«Ertrage dein fern-
bestimmtes Du muß!»,
Brief vom 26. Juni 1986

Bei den Feierlichkeiten zum D-Day drängte 2004 der vormalige Kanzler Gerhard Schröder auf das Siegerpodest der Alliierten: Könnte man also zugespitzt sagen, daß die Deutschen nach 1945 statt Besiegten-Geschichte versucht haben, Sieger-Geschichte mitzuschreiben? Wie hätte Koselleck das gesehen?

Dazu gibt es von Koselleck eine eindeutige Antwort: Er hätte ein unangenehmes Gefühl gehabt, wenn er als ehemals Besiegter so

eine Feier mitzumachen gehabt hätte, hat er erklärt. Aber er hat hinzugefügt, die Nachgeborenen, die die Folgen der Niederlage als Aufbau eines demokratischen Staates erlebt hätten, hätten die Freiheit, dort mitzusiegen – ex post.

Sie schreiben in Ihrer Lichtenberg-Rede, daß die Erkenntnispotentiale der Niederlage nach 1945 noch gar nicht richtig ausgeschöpft wurden. Was wurde bisher ausgeblendet? Welche Geschichten müssen noch erzählt werden?

Darf ich etwas anderes vorausschicken? Ich schätze das Potential der Geschichtsschreibung sehr hoch ein. Auch als literarischen Genuß; denn das ist sie, wie Lyrik, Roman, Drama, freilich nur insofern sie bestimmten Anforderungen entspricht. Es sind nicht nur Anforderungen des Stils, sondern auch solche der Angemessenheit an den Gegenstand (um es ganz allgemein zu sagen). Eine deutsche Geschichte des Zweiten Weltkrieges kann dem Gegenstand nur gerecht werden, wenn sie nicht nur Kriegshandlungen sowie Großverbrechen, und das (zumal das Letztere) auch aus der Perspektive der Opfer, der Hinterbliebenen, der Leidenden darzustellen weiß. Nein, sie muß insbesondere eine Thematik historiographisch bewältigen, die sich noch nie so gestellt hat: Wie waren die diversen Teile des deutschen Volkes in dieses Geschehen eingespant; als Täter, Komplizen, an der Front, im Hinterland wie an der Heimatfront; kämpfend, mordend, unterdrückend; eher wissend oder unwissend (und verdrängend); aber auch Anstand bewahrend, vielleicht gar resistent (wenn auch nur sehr selten Widerstand leistend)? Sie waren zumeist keine Schweine oder Schurken etc. Da tun sich zwischen kleiner und großer Geschichte ungeahnte Differenzen auf, die sich nur beurteilen lassen, wenn man die Perspektive ex post ein gutes Stück weit ausblendet. Jedenfalls ist es notwendig, den damaligen Generationen von Deutschen gerecht zu werden. Sehr viele von ihnen sind in unbilliger Weise samt und sonders (mit wenigen Ausnahmen) in den tiefdunklen Schatten von Auschwitz geraten. Da müssen sie herausgeholt werden, es bedarf starker Differenzierungen. Aber das ist wahnsinnig schwierig, jedenfalls zweifellos eine Aufgabe gerade auch der Historiographie. Darum vor allem geht es, nicht um Erkenntnispotentiale.

Kosellecks Theorem über das Besiegtsein ist eingebunden in einen größeren Aufsatz über *Erfahrungswandel und Methode*. Bei ihm selbst war die Methode immer auch eng gebunden an die Geschichte als leibgewordene Erfahrung. Aber welcher jüngere Historiker versteht sich heute noch existentiell verbunden mit dem Schicksal seiner Nation? Wie sehr stellt sich für transnationale und Globalisierungstheoretiker im 21. Jahrhundert noch die Frage von Sieger und Besiegten?

Aktuell bleibt sie allemal. Mit der Globalisierung ist ja auch eine enorme Beschleunigung verknüpft und eine Dauerirritierung der Erwartungen. Da ist der Kreis der «Besiegten», genauer: derer, die sich in ihren Erwartungen in Frage gestellt sehen, außerordentlich groß. Vielleicht eine Herausforderung zu besonders anspruchsvoller Geschichtsschreibung? Vielleicht eine Schwierigkeit, die zu raschem Kapitulieren verführt? Warten wir es ab.

Eine Geschichtsschreibung unter dem normativen Vorzeichen des Westens?

Vielleicht. Aber das Vorzeichen könnte bald verblassen.

Künftige Historiker werden möglicherweise den Untergang Europas als Machtfaktor und Schauplatz der Weltöffentlichkeit erzählen. Sehen wir da das Aktionsfeld und die Zukunft der Besiegten-Historie?

Dazu müßten die künftigen Historiker aber erstmal Distanz nehmen zu all den Kraftmeiereien des gegenwärtigen politischen (auch historischen) Betriebs. Aber dahinter könnte sich, übrigens ähnlich wie bei Thukydides, sowohl ein Bild europäischer Größe, auch kulturellen Glanzes wie eben der Überspannung und des Niedergangs eröffnen.

Das Gespräch führte Stephan Schlak